

„Damit wir den Herrn und einander nicht aus den Augen verlieren«

Die Bedeutung der Liturgie in der Pastoral. Vortrag anlässlich des Fachtags »Liturgie und Leben« der drei Bischofsvikariate der Erzdiözese Wien am 11. Oktober 2014 in Klosterneuburg

Vor zwei Wochen haben wir eine Freundin begraben. Bei dem Gespräch zur Vorbereitung des Bestattungsgottesdienstes erzählte der Mann: »Meine Frau ist in ihrem Leben nicht weniger als achtzehn Mal umgezogen. Zum ersten Mal als Kind, als die Deutschen aus dem Memelland – danach Russland, heute Litauen – vertrieben wurden. Und dann immer wieder. Ihre Heimat war der Gottesdienst der evangelischen Kirche.«

»Ihre Heimat war der Gottesdienst« – ein starker Satz. Dabei war, wie ich aus Gesprächen weiß, die konkrete Gestaltung der Gottesdienste aufgrund der unterschiedlichen Vorlieben und Eigenheiten der wechselnden Pfarrer durchaus nicht immer so, dass diese Frau und ihr Mann damit froh waren. Dennoch – »Ihre Heimat war der Gottesdienst.«

I. GOTTESDIENST IST BEZIEHUNG

Heimat – das ist Beziehung, ist Dazugehören. Ist Geborgenheit, Sicherheit. Wenn wir über den Gottesdienst sprechen, so reden wir viel über das, was darin geschieht: dass wir da Gottes Wort hören und im Beten und Singen darauf antworten. Das hat viel mit Beziehung zu tun. Verkündigung und Antwort dienen nicht in erster Linie der Information, sondern sind ein Beziehungsgeschehen.

Heute ist vom Gottesdienst vor allem im Zusammenhang mit neuen Seelsorgsstrukturen die Rede: Wo kann am Sonntag noch eine Eucharistiefeier sein? Welche Wege sind den Leuten zumutbar? Da geht es um die abnehmende Zahl der Priester, um Prognosen, wie es in

zehn, zwanzig oder dreißig Jahren wahrscheinlich aussehen wird. Und darum, was von den Priester noch leistbar ist.

Darüber nachzudenken ist für die Verantwortlichen selbstverständlich notwendig und richtig. Sie nehmen dabei natürlich auch die Ängste der Menschen vor gottesdienstlosen Kirchen zur Kenntnis und tun ihr Bestes, um eine bestmögliche Versorgung sicherzustellen.

Bei all diesen Diskussionen, die ich mit großem Interesse verfolge, habe ich mehr und mehr den Eindruck: Es wird vom System, von Strukturen, von der Obrigkeit her gedacht und sehr viel weniger von den Menschen, um die es geht. Um das, was sie ganz konkret erleben und empfinden. Ich möchte das an zwei Beobachtungen deutlich machen.

II. EIN BEZIEHUNGSGESCHEHEN ZWISCHEN MENSCHEN

Weil meine Frau seit mehr als drei Jahrzehnten als Kirchenmusikerin Dienst tut in einer anderen Gemeinde, als wir wohnen, gehöre ich zu denen, die zum Gottesdienst immer fahren. In der Kirche habe ich, wie die meisten anderen Mitfeiernden, mehr oder weniger meinen Stammsitz. Nicht ganz fest und mit Namensschild, aber doch ungefähr die gleiche Bankreihe mit den ungefähr gleichen Nachbarn neben vor und hinter mir. Wir kennen uns, wir grüßen uns, wir tauschen den Friedensgruß miteinander, wir reden vielleicht auch einmal auf dem Kirchplatz ein paar Sätze miteinander.

Im Laufe der drei Jahrzehnte ist immer wieder einer der Plätze irgendwann einmal leer geblieben, ist ein Gesicht über Wochen hinweg nicht mehr aufgetaucht. Und ganz selbstverständlich war dann die Frage: Was ist mit dem oder der? – Im Krankenhaus, hat eine schwere Operation gehabt. Und dann war das Gesicht wieder da, manchmal etwas schmaler geworden, dann wurde der Besuch unregelmäßig. Vielleicht einmal ein Gespräch nach dem Gottesdienst: Wie geht es Ihnen? Kommen Sie zurecht? Irgendwann war die Beerdigung.

Niemand weiß, wie viele Menschen für einen Bruder, eine Schwester beten – einfach, weil sie sich im Gottesdienst begegnen. Und wie viel Gutes geschieht, weil eine kleinere oder größere Not erkennbar

wird, einfach nebenher. Und wie viel Trost von einer Nachfrage, einem guten Wort, einem verständnisvollen Blick im Gottesdienst und in seinem Umfeld ausgeht. Nicht nur für alte Menschen, sondern auch für die junge Familie, die regelmäßig da ist. Gebet, Trost, Hilfe, die es nicht gibt, wenn die Kirche am Sonntag kalt bleibt.

Eine zweite Erfahrung: Aus unterschiedlichen Gründen konnte ich oft den Sonntagsgottesdienst nicht in meiner Stammgemeinde mitfeiern, seit geraumer Zeit auch darum, weil dort nur noch jeden zweiten Sonntag einer stattfindet. Immer wieder mache ich die Erfahrung: Als Gast ist man im Gottesdienst einer festen Gemeinde meist ein Fremdling. Selbst ein Zunicken, ein Gruß zum Banknachbarn bleibt nicht selten ohne Antwort. Der Friedensgruß bricht dann allerdings häufig die Schranke auf, da begegnen sich die Blicke. Ganz häufig empfinde ich diesen Blick als ein Erkennen einer Schwester, eines Bruders im Glauben. Und nicht selten folgt dann am Ende des Gottesdienstes der Wunsch: »Einen schönen Sonntag!« – manchmal als Einstieg in ein kurzes Gespräch, warum man gerade hier mitfeiert, oder über ein Wort der Predigt oder über die musikalische Gestaltung.

Gottesdienst als Heimat – bei dem eingangs erwähnten Gespräch über die verstorbene Freundin war es natürlich nicht möglich, ausführlich über das Warum und Inwiefern zu sprechen. Aus vielen früheren Begegnungen und Gesprächen kann ich dennoch leicht wenigstens einen Punkt benennen, der zu dieser starken Aussage geführt hat. An erster Stelle ist es wohl das Vertrauen, ja die Gewissheit, im Gottesdienst unter gleichgesinnten Menschen zu sein. So unterschiedlich die Versammelten auch sein mögen, so verschieden ihre Lebensumstände, ihr Alter, ihre Bildung, ihr Beruf, ihre familiären Beziehungen, ihre finanziellen Möglichkeiten, ihre Vorlieben – für sie alle gibt es etwas Gemeinsames: eine wie auch immer geartete Beziehung zu Gott, zu Christus, die sie veranlasst, hier zu sein. Allein schon das Dasein im Gottesdienst ist ein Bekenntnis. So unterschiedlich die konkreten Ansichten zu allen möglichen Themen auch sein mögen, es gibt etwas Verbindendes und das ist nicht etwas Oberflächliches, sondern etwas, was jede und jeden zutiefst persönlich angeht.

In unserer Zeit, in der der Kirchgang nicht mehr zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit gehört, ist das Signal noch stärker als früher: Wir haben ein gemeinsames Fundament. In dieser Versamm-

lung bin ich unter Menschen, denen die Botschaft Jesu, die Werte, die er vertreten hat, etwas bedeuten. Als Bestätigung sehe ich das, was ich vorhin im Zusammenhang mit dem Friedensgruß gesagt habe. Ich erlebe immer wieder an dieser Stelle, wie sich die Blicke offen begegnen, anders als bei einer Begegnung auf der Straße oder beim Gruß an der Kasse des Supermarkts.

Ein anderes Beispiel: Als wir vor sechsunddreißig Jahren von Innsbruck nach Trier übersiedelt sind, haben wir unsere ersten Freunde in der Schnittmenge von weiträumiger Nachbarschaft und gemeinsamer Gottesdienstteilnahme gefunden. Daraus entstanden Freundschaften, die bis heute halten. Weil es eine Übereinstimmung in den tiefsten Fragen des Lebens gibt.

Gottesdienst als Heimat – ich habe bisher das Thema »Die Bedeutung des Gottesdienstes in der Pastoral« von einer sehr subjektiven und durchaus emotionalen Seite her angegangen, nämlich aus dem Blickwinkel des einzelnen Christen. Dabei ging es bis jetzt vor allem um Beziehungen zwischen Menschen. Vom Untertitel her gesehen gehörte das zu dem Satz: »damit wir einander nicht aus den Augen verlieren«. Die Aussage ist: Gottesdienst ist ein Ort der Begegnung zwischen Menschen, ein Ort eines grundsätzlichen Vertrauens, das im gemeinsamen Glauben an Jesus Christus sein Fundament hat. Gottesdienst aber ist, wie schon der Name sagt, auch und vor allem ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und dem Menschen.

III. EIN BEZIEHUNGSGESCHEHEN ZWISCHEN DEM HERRN UND UNS

Im zweiten Schritt möchte ich danach fragen, worum es beim Gottesdienst geht. Dazu habe ich einen Lieblingssatz: Nie ist die Kirche mehr Kirche, als wenn sie Gottesdienst feiert. Kirche – was ist ihr Alleinstellungsmerkmal, wofür gibt es sie? Was macht die Kirche zur Kirche? Die Kirche gibt es, damit das, was Jesus Christus für seine Zeitgenossen war, was er gelehrt, getan, erlitten und gelebt hat, auch nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt nicht einfach Geschichte ist, sondern eine lebendige, bleibende Wirklichkeit.

Und wo gibt es diese lebendige Wirklichkeit? Es gibt sie an vielen Stellen und auf vielfältige Weise: wo Menschen um Gottes willen gut zueinander sind, wo sie einander Gutes sagen und tun, wo sie als

Christen von ihrem Glauben sprechen, von ihm Zeugnis geben, wo sie miteinander und füreinander beten. Diese Wirklichkeit gibt es in institutionalisierter Form im Gottesdienst. Je mehr die Liturgie nicht einfach als traditionelles Ritual verstanden und vollzogen wird, je mehr durch ihre Worte und Handlungen in den mitfeiernden Menschen das geschieht, wovon die Rede ist, desto mehr verwirklicht sich Kirche authentisch.

Nie ist Kirche mehr Kirche, als wenn durch ihr Handeln Sünder Vergebung und Versöhnung erfahren, Menschen mit Brüchen in ihrem Leben zurecht zu kommen lernen, wenn Menschen, die blind sind für das Gute und Schöne in ihrem Leben, sehen lernen, wenn vom Schicksal Gelähmte die Kraft finden, um aufzustehen, wenn Taube das Gehör und Stumme die Sprache wiederfinden. Wenn Menschen, die sich als Christen verstehen, sich in ihrer Identität bestätigt fühlen, wenn sie sich über ihr Christsein freuen, ihren Glauben als etwas Schönes, Sinnstiftendes, Bereicherndes, Hilfreiches erfahren. Und wenn sie dafür Gott danken, wenn ihre Freude und Dankbarkeit in Lobpreis gipfelt.

Das alles geschieht in Feiern an wichtigen Stationen des Lebens – bei Geburt, Heirat und Tod, aber auch bei anderen Gelegenheiten. Es geschieht in vielen Gottesdiensten, in denen ein Segen ganz persönlich zugesprochen wird. Es geschieht in vielfältigen Gottesdienstformen, die als Tagzeit den Alltag unterbrechen, und in neuen Formen für bestimmte Zielgruppen. Es geschieht in unüberbietbarer Weise in der Feier der Eucharistie, in der Christus den Bund mit den Menschen erneuert »und die Gläubigen in die drängende Liebe Christi [zieht] und [sie] entzündet«¹.

Kirche »funktioniert« umso besser, je mehr das tatsächlich und erfahrbar geschieht, was das Konzil in so hymnische Worte gefasst hat. Kirche lebt, wo Gläubige sich sonntags und werktags um ihren Herrn versammeln, sein Wort hören und in Gesang und Gebet darauf antworten, wo seine Hingabe und seine Auferstehung gegenwärtig werden.

Die Authentizität der liturgischen Feier erweist sich freilich nicht allein in ihrem Vollzug, sondern dann, wenn sich das, was sich in ihr ereignet, im Alltag fortsetzt, wenn sie im umfassenden Sinn diako-

¹ SC Art. 10.

nisch ist. Der frühere Zeremoniär der Papstgottesdienste, Erzbischof Piero Marini, hat das bei einem Vortrag vor einem Jahr in Salzburg mit einem Zitat von Goffredo Boselli so formuliert: »Ich bin aus persönlicher Erfahrung immer mehr davon überzeugt, dass die entscheidende Frage nicht so sehr die ist, wie die Gläubigen feiern und an der Liturgie teilnehmen, sondern eher wie die Gläubigen *aus* der Liturgie, die sie feiern, leben. Wie die Gläubigen die Liturgie erleben, hängt in großem Ausmaß tatsächlich davon ab, wie sie von der Liturgie leben.« Vielleicht ist das der Punkt, der bis heute in den Überlegungen zu einer echten und andauernden Erneuerung der Liturgie noch am wenigsten im Blick ist.

IV. DER GOTTESDIENST – EIN SCHLÜSSEL HEUTIGER PASTORAL

Was die Teilnehmenden im Gottesdienst im Wort und im sakramentalen Handeln an sich selbst erfahren, ist zugleich Auftrag. Josef Andreas Jungmann hat vor Jahren den Satz geprägt: »Die lebendig gefeierte Liturgie ist durch Jahrhunderte die wichtigste Form der Seelsorge gewesen.«² Die Priester des Oratoriums in Leipzig entwickelten in den 1930er Jahren in einem unchristlichen Milieu das Konzept einer Seelsorge vom Altar aus – einer Seelsorge, in der die Feier der Eucharistie die Quelle, die Mitte und das erste Mittel ihrer missionarischen Tätigkeit war. Und Pius Parsch hat das Volksliturgische Apostolat gegründet. Mit seinen Schriften hat er dafür gesorgt, dass die Menschen aus und mit den Texten der Liturgie ihren Glauben besser verstehen, daraus Trost schöpfen, den Glauben stärken und ausdrücken und bekennen und Gott loben konnten.

Die Liturgische Bewegung war die treibende Kraft, aus der die Kirche in den Wirren zwischen den Weltkriegen, in der Zeit des Zweiten Weltkriegs und danach leben und wirken konnte, und sie war der stärkste Impuls, der das Zweite Vatikanische Konzil prägte. Das wohl am meisten zitierte Wort des Konzils – dass die Liturgie »Gipfel und Quelle allen kirchlichen Tuns« ist – ist die denkbar knappste und präziseste Zusammenfassung dessen, was Männer wie Pius Parsch gedacht, gelehrt, getan und gelebt haben.

² J. A. JUNGMANN: Erbe, 493.

Wenn heute nahezu verzweifelt nach Wegen gesucht wird, wie die Botschaft Christi an die Menschen heranzubringen ist, liegt hier vielleicht der Schlüssel. Wenn die Liturgie so gefeiert wird, dass die Mitfeiernden Gottes Wort vernehmen als Wort, das zu ihnen ganz persönlich gesprochen ist, und sein heilsames Handeln an sich spüren, dann gehen sie anders hinaus, als sie hineingegangen sind. Und das werden auch jene merken, die ihnen begegnen.

Damit das aber auch geschieht, dafür gibt es Bedingungen.

- Der Gottesdienst muss stattfinden, er muss gefeiert werden, und es müssen die Menschen, denen das Gute geschehen soll, daran teilnehmen – teilnehmen können.
- Der Gottesdienst muss in seiner Gestalt so sein, dass die Teilnehmenden Gottes Wort als zu ihnen gesprochen hören können und darauf antworten können. Da geht es um eine Feierkultur, die ebenfalls Rücksicht nimmt auf heutige Lebenswelten.

V. DER GOTTESDIENST MUSS STATTFINDEN, UND DIE MENSCHEN MÜSSEN DARAN TEILNEHMEN KÖNNEN

Zum ersten: Der Gottesdienst muss stattfinden, und er muss für die Gläubigen erreichbar sein. Damit stehen wir mitten in der Diskussion, die überall geführt wird, wo heute Gemeinden in neuen Seelsorgeeinheiten, die ganz unterschiedlich strukturiert sein können, zusammengefasst werden. Es geht hier um eine Existenzfrage der katholischen Kirche in unserem Land.

Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, an dieser Stelle eine Diskussion zu führen über die Notwendigkeit und den Sinn zentraler Messfeiern am Sonntag und/oder dezentraler Wort-Gottes-Feiern. Dazu weiß ich auch schlicht zu wenig über die konkreten Regelungen und die Praxis in der Erzdiözese Wien. Wohl aber möchte ich ein paar grundsätzliche Überlegungen vortragen, die auch bei dieser Diskussion vielleicht hilfreich sind. Ein paar Überlegungen, die dem Ziel dienen sollen: »damit wir den Herrn nicht aus den Augen verlieren«.

1. Christen müssen sich – am Sonntag – versammeln, um feiernd ihres Herrn zu gedenken, damit ihnen seine Gegenwart geschenkt und erfahrbar wird.

Beziehungen leben von Begegnungen. Jesu Beziehung zu seinen Jüngern setzt sich fort in den Begegnungen des Auferstandenen mit ihnen. Es sind Begegnungen in Gemeinschaft: Die Frauen gehen gemeinsam zum Grab, zwei Jünger, die es nicht mehr aushalten, gehen gemeinsam nach Emmaus, die verängstigten Jünger versammeln sich hinter verschlossenen Türen. Die Jünger bedürfen der Gemeinschaft, um sich dessen zu vergewissern, was sie mit Jesus erlebt hatten. In diesem Zusammensein begegnet er ihnen. Sie wissen in ihrem Herzen: Allein kann man nicht glauben. Sie müssen ihre Erfahrungen, auch ihre Unsicherheiten und Zweifel, teilen, sich darüber austauschen, gemeinsam zu verstehen suchen, einander Hilfe sein. Die im Saal ebenso wie die beiden Zweifelnden auf ihrem Weg nach Emmaus. Glauben bedarf der Gemeinschaft.

Und was tun sie in ihrem Beisammensein: Sie erinnern sich an Jesus, an einzelne seiner Worte und Taten. Sie versuchen zu verstehen, was er wirklich gemeint hat. Und was das alles jetzt zu bedeuten hat auf dem Hintergrund seines gewaltsamen Todes. Und sie beginnen das eine und andere davon zu verstehen. Ganz schön erzählt es die Emmausgeschichte: Der dazugekommene Fremde erklärt den beiden traurigen Jüngern aus den Schriften der Väter, wer dieser Jesus war; sie beginnen zu erahnen, dass da noch mehr ist; das Herz wird ihnen warm, so dass sie den Fremden einladen: »Bleibe bei uns, denn es wird Abend.« Und beim Brechen des Brotes gingen ihnen die Augen auf und sie erkannten ihn. Und dann sahen sie ihn nicht mehr.

In dieses »Bleibe bei uns, denn es wird Abend« können wir uns ohne Mühe hineindenken. Wir brauchen den Austausch über das, was uns zutiefst bewegt. Wir brauchen jemand, der uns hilft, die Welt, uns selbst und unser Leben zu verstehen. Wir brauchen jemand, der mehr weiß, der die großen Zusammenhänge kennt und uns erschließt. Nicht nur als einmalige Begegnung, sondern jemand, der bleibt. Auch wenn es Abend wird. Wir brauchen Gottes Wort, uns zugesprochen und ausgelegt. Wir brauchen es auf unserem Weg.

Dazu versammeln sich seit jenen Tagen die an Christus Glaubenden, nicht nur um sich gegenseitig dieses Wort zuzusagen und auszulegen, sondern weil sie wissen, dass dann, wenn sie es tun, tatsächlich

er selbst – das Mensch gewordene Wort Gottes – bei ihnen ist. Das ist gemeint, wenn ich gesagt habe: Christen müssen sich am Sonntag versammeln, um feiernd ihres Herrn zu gedenken, damit ihnen seine Gegenwart geschenkt und erfahrbar wird.

Da stellen sich ganz praktische Fragen, z. B. die, ob der Sonntagvormittag, der in den unterschiedlichen heutigen Lebenswelten ganz anders geprägt ist – von Ausschlafen, Frühstück, Zeit haben für das Gespräch miteinander, Sport, Haushalt, Liegen-Gebliebenes aufarbeiten, ausführlich Zeitung lesen, etc. – ob dieser Sonntagvormittag als Zeitanatz ideal oder überhaupt noch geeignet ist oder ob nicht etwa die Zeit zwischen Kaffeetrinken und »Tatort« passender wäre. Eine Pastoral, die vom Menschen her denkt, muss sich solchen Fragen stellen.

Ein zweiter Gesichtspunkt:

2. In der liturgischen Verkündigung begegnen die Versammelten dem wirkmächtigen Wort Gottes.

Wenn wir die Begegnungen des Auferstandenen mit Jüngern betrachten, wie die Evangelien sie uns berichten, kann eines auffallen: Es gibt die Versammlung der Jünger hinter verschlossenen Türen – offensichtlich so etwas wie die Gemeindeversammlung – und es gibt die Begegnung mit den kleinen Gruppen: mit den Frauen am Grab, mit den Emmausjüngern.

Ein Spezifikum der kleinen Gruppe ist der Austausch, die gemeinsame Suche nach dem Verständnis der Person Jesu und seines Geheimnisses. Bei den Emmausjüngern ist das ganz deutlich; bei den Frauen geschieht ganz Ähnliches: Sie, die sich um den Leichnam kümmern wollten, erkennen als erste den Auferstandenen. Die Frauen sind die ersten, die verstehen, was geschehen ist. Und sie sind es, die das den Versammelten im Saal verkünden, die das ihrerseits noch gar nicht fassen können. Die kleinen Gemeinschaften, die darum bemüht sind, die Heilige Schrift zu verstehen, sind gegenüber der großen Versammlung keineswegs minderwertig; ja sie können dort sogar die zentrale Botschaft einbringen und bezeugen: Der Herr ist auferstanden.

Die Verkündigung von Gottes Wort durch Brüder und Schwestern an Brüder und Schwestern ermöglicht reale und wirkmächtige Begegnung mit dem Herrn selbst. Indem sich Gläubige in ihrer Ver-

sammlung das Wort der Heiligen Schrift nicht einfach in irgendeiner beliebigen und willkürlichen Auswahl gegenseitig vorlesen, sondern sich der Leseordnung der Kirche bedienen, stellen sie sich in den großen Zusammenhang der Weltkirche, die am gleichen Tag überall aus derselben Quelle schöpft.

So erfährt die kleine Herde, dass sie Teil einer großen, weltweiten Gemeinschaft ist, die sich als ganze um ihren Herrn schart. Damit ist etwas angesprochen, wodurch sich die großen Kirchen etwa von Freikirchen unterscheiden. Die kleine Gruppe ist sich nicht selbst genug. Sie vertraut nicht nur auf den Geist, der ihr und ihren einzelnen Mitgliedern gegeben ist. Sie versteht sich als Teil eines großen Ganzen. Und dieses große Ganze ist kein abstrakter Gedanke, sondern ist sichtbar und greifbar: etwa im Kirchbau, der vielleicht seit Jahrhunderten den Mittelpunkt der Gemeinde bildet und in dem die jetzigen Mitglieder getauft wurden, immer wieder gebetet und gefeiert haben, so wie schon ihre Vorfahren.

Das große Ganze ist greifbar in den bewährten Gebeten und Gesängen, im regelmäßigen Zusammenkommen. Und es ist greifbar in Personen, die nicht nur kraft eigener, persönlicher Autorität Gottes Wort vortragen und ihren Brüdern und Schwestern vorbeten, sondern die dazu ermächtigt sind und von zuständiger Seite einen Auftrag haben. Gerade wenn die Gemeinde eine eher kleine Herde ist, findet sie Sicherheit, wenn sie sich zugleich als Teil einer großen Gemeinschaft erfährt. Darum ist es wichtig, dass es Amtsträger gibt und Frauen und Männer, die mit einem offiziellen Auftrag ausgestattet sind. Die Legitimation von oben gibt Halt und Sicherheit, wo die Person, auf sich allein gestellt, sich selbst die Aufgabe der Verkündigung und des Vor-Betens nicht zutrauen würde.

In der gleichen Richtung liegt, wie schon angedeutet, die verbindliche Ordnung in der Form der Feier, in Schriftlesung und Gebet. Wer kann sich schon zutrauen, aus dem dicken Buch, das die Heilige Schrift ist, das auszuwählen, was für eine kleinere oder größere Gemeinde jetzt und an dieser Stelle richtig ist? Wer wird sich da nicht überfordert fühlen? Und wer vermag so vorzubeten, dass all die anderen dazu ihr »Amen« geben können? Die Kirche kann es auf dem Hintergrund ihrer Jahrhunderte alten Erfahrung und in immer neuer Offenheit für die Menschen einer jeden neuen Zeit. Sie lehrt hören, beten, singen, so dass Freude und Trauer, Hoffnung und Ängste,

Lob, Dank und Bitte in einem ausgewogenen Verhältnis ihren Ausdruck finden.

VI. EINE ERNEUERUNG DER KIRCHE AUS DER LITURGIE

Was hat das alles nun mit unserem Thema zu tun: »Damit wir den Herrn und einander nicht aus den Augen verlieren«? – Damit wir den Herrn und einander nicht aus den Augen verlieren, bietet sich eine Einsicht an: Nach der Reform, der Erneuerung der Liturgie brauchen wir eine Erneuerung der Kirche aus der Liturgie, wie es Erzbischof Marini formuliert hat. Strukturen und pastorale Programme, Diakonie, Katechese und missionarische Seelsorge brauchen ein Fundament, von dem her sie zu gestalten und mit Inhalten zu füllen sind. Wird die Liturgie, der Gottesdienst, ernst genommen als Gipfel und Quelle allen kirchlichen Handelns, wie die Liturgiekonstitution sagt, dann kann sie dieses Fundament sein, von dem her für viele Probleme Lösungen gefunden werden können.

Ein Punkt, an dem das deutlich werden kann: Wir haben weitgehend die Sprache verloren, in der wir über den Glauben sprechen können. Das Theologen-Latein erreicht weithin weder den Verstand noch das Herz. Es vermittelt Antworten auf nicht gestellte Fragen und geht den Fragen aus dem Weg, die die Menschen unmittelbar bedrängen. Wenn die Argumente noch so richtig sind, mit denen den Wiederverheirateten Geschiedenen der Zugang zum Bußsakrament und zur Eucharistie verweigert wird, sie sind keine Antwort auf die Frage nach der Barmherzigkeit, die Jesus geübt hat, ohne Bedingungen zu stellen. Die Nachfrage nach kirchlichen Feiern bei den so genannten Lebenswenden, Taufe, Trauung, Tod und Bestattung, und das ungebrochene, ja sogar gar wachsende Interesse an Segensfeiern lässt den Schluss zu, dass nach wie vor Glaube und eine Hoffnung auf göttlichen Schutz weitergegeben werden, wenngleich eher diffus. Es fehlt uns weithin die Sprache, um auszudrücken, was Menschen tatsächlich glauben und was die Kirche meint, wenn sie von Sakramenten und Sakramentalien spricht, und wie das eine zum anderen passt.

Im Vollzug des Ritus wird diese Sprachlosigkeit überwunden, wenn Menschen Segen empfangen, auch wenn ihnen viele Worte, die im Gottesdienst gesprochen werden, kaum verständlich sind. Es fehlt

uns auch und gerade im persönlichen Umgang miteinander weitgehend die Sprache, um uns über unseren Glauben auszutauschen.

Gerade darum brauchen wir den Gottesdienst, der uns nonverbal und verbal eine Sprache leiht, in der wir unserem Glauben Ausdruck geben und einander in diesem Glauben gegenseitig stärken können. Wir brauchen das Wort der Heiligen Schrift, die vom größten Glück, aber auch von den Dunkelheiten unserer Welt und unseres persönlichen Lebens spricht: klar und unbestechlich, aber nicht vernichtend, sondern heilend. Wir brauchen Geschichten und Bilder, die uns die Welt und unser Leben deuten, an denen wir uns festhalten und aufrichten können. Wir brauchen Gebete, die uns vorgesprochen werden, die ausdrücken, was in uns ist, aber wofür uns selbst die Worte fehlen. Und wir brauchen das alles nicht nur gelegentlich, sondern regelmäßig und in erreichbarer Nähe. Wir brauchen Orte, an die wir gehen können, weil wir wissen, dass es da verlässlich geschieht.

Es ist für uns keine Frage, dass der Höhepunkt der persönlichen Begegnung mit Christus in der Feier und im Empfang der Eucharistie geschieht und dass diese Feier die intensivste Form von Gemeinschaft ist, in der wir uns als Glieder des einen Leibes Christi erfahren. Man hat früher das Wort »Wandlung« vor allem gebraucht, um das darzustellen, was mit Brot und Wein in der Eucharistiefeier geschieht. Man spricht heute gerne davon, dass in dieser Feier auch in den und mit den Mitfeiernden Wandlung geschieht.

Die Theologie spricht vom Paschamysterium – von einem Hindurchgang: vom Hindurchgang Jesu Christi durch den Tod und die Auferstehung vom irdischen Leben in seine ewige Herrlichkeit. In diesen Hindurchgang werden wir immer wieder neu hineingenommen, wenn wir Eucharistie feiern, wenn wir uns selbst, unser Leben, als Gabe mitbringen und unter den Gestalten von Brot und Wein den hinübergegangenen und verherrlichten Herrn als Gabe empfangen und uns mit ihm vereinigen dürfen. Das ist der Grund, warum die regelmäßige Eucharistiefeier unersetzlich ist.

Aber die Eucharistie ist nicht der einzige Ort, an dem reale Begegnung mit Christus geschieht. Kirche ist nicht nur dort, wo der Priester mit seiner Gemeinde Eucharistie feiert, so sehr er in seinem Amt und Dienst die Gesamtkirche verkörpert. Kirche sind wir als getaufte Gläubige; wenn wir Gottes Wort hören und beten und Gottes-

dienst feiern, gilt uns die Zusage Jesu: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.«

Die Eucharistie – die regelmäßige allsonntägliche Eucharistie – ist für die Kirche unverzichtbar. Aber Fakt ist, dass mehr als achtzig Prozent der katholischen Christen nicht daran teilnehmen. Diejenigen, die teilnehmen, sind dankbar für ein gutes Wort der Verkündigung. Sie klinken sich irgendwie ein in das Beten, das sie sonst vielleicht kaum mehr pflegen. Manche wollen vielleicht einfach ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde erfahren und diese durch ihr Dasein auch ihren Schwestern und Brüdern bezeugen.

Keine Statistik gibt Auskunft darüber, wie viel an ganz einfacher Diakonie im Umfeld des Sonntagsgottesdienstes geschieht: weil man einander trifft, weil man von dem oder jener hört, die krank ist oder vielleicht eine kleine Ermutigung oder Hilfe braucht. Wenn es am Ort diese regelmäßige Versammlung nicht mehr gibt, stirbt das Gemeindeleben. Die Zahl derer, die – auf dem Land – fünf, zehn oder zwanzig Kilometer zur nächsten Eucharistiefeier fahren, wird immer viel geringer sein als die Summe derer, die sich an den einzelnen Orten versammeln. Und es gibt dort nicht den Austausch, der in der eigenen Gemeinde auf dem Weg zur Kirche – oder auch nur vom Parkplatz zur Kirchentür – und zum Friedhof stattfindet. Die fehlende Nähe kann durch die größere Gemeinschaft nicht ersetzt werden. Ohne sie aber geht Identität verloren.

Aber auch die andere Seite ist zu sehen: Die kleinen Gemeinschaften am Ort brauchen die Erfahrung der größeren Gemeinschaft. Z. B. dadurch, dass sich die größere Gemeinschaft wenigstens bei bestimmten Anlässen in ihrer Kirche versammelt. Und durch Teilnahme an bestimmten Feiern und zu bestimmten Anlässen in der größeren Gemeinschaft. Die Teilnahme an den großen Gottesdiensten der Heiligen Woche kann ein solcher Anlass sein. Andernorts ist es z. B. das Ewige Gebet, das reihum Jahr für Jahr in einer anderen Kirche stattfindet. Es können Akzente sein wie eine Jugendkirche oder eine Anbetungskirche, die durch ihr spezielles Angebot bestimmte Menschen aus einer ganzen Seelsorgeeinheit anziehen. Es kann eine sehr einfache regelmäßige Gottesdienstform sein: eine Tagzeit, ein Meditationsgottesdienst – Formen, die keines priesterlichen Leiters bedürfen, durch die aber ein umfassendes Netzwerk entsteht.

Aus Frankreich weiß ich von einer Gemeinde, in der sonntags keine

Eucharistiefeier mehr stattfindet. Als das anfang, kamen am Sonntag früh eine Handvoll Frauen und Männer zusammenkamen, um miteinander ein Morgenlob zu beten und zu singen. Es ergab sich für sie wie von selbst, dass sie anschließend einfach zur Eucharistie in die Stadt fuhren. Und das läuft jetzt schon eine ganze Weile so.

Aus Brandenburg hat mir ein Pfarrer erzählt, in der dortigen Diaspora habe es eine Achter-Regel gegeben. Die Gläubigen haben sich in ihrer Gemeinde zu einer eigenen Wort-Gottes-Feier versammelt. Wenn sich über mehrere Sonntage hin herausgestellt hat, dass der Kreis nur mehr acht oder weniger Personen umfasste, wurde ein VW-Bus organisiert, um zur Eucharistiefeier in der größeren Gemeinde zu fahren.

Nun leben viele Menschen nicht auf dem Land, sondern in einer Stadt. Da ist die Verkehrssituation anders, aber auch da gibt es die Bindung an den vertrauten Kirchenraum, an die Menschen, die man seit langem vom Gottesdienst her vielleicht auch nur vom Sehen kennt.

Und es gibt eigene Chancen. Ein Pfarrer in einer mittelgroßen Stadt, der zwei Pfarreien hat, deren Kirchen nur fünfhundert Meter auseinander liegen, feiert sonntags in der einen Kirche Eucharistie; am Montagabend gibt es in der anderen Kirche eine meditative Messfeier mit Musik, wenig Text und sehr viel Stille – mit anderen Menschen als den gewohnten Sonntagskirchgängern.

Zu bedenken ist auch: Das Sonntagsgebot spielt im Bewusstsein vieler Katholiken kaum mehr eine Rolle – aber das diesbezügliche »Alles oder nichts« wirkt sich schon seit Langem verheerend aus. Alternative Angebote können Menschen anziehen, die zur Eucharistiefeier kaum noch eine Beziehung haben: junge Menschen, Menschen, die sich mit Brüchen in ihrem Leben ernstgenommen fühlen, weil sie nicht mit Ansprüchen konfrontiert werden, denen sie nicht gerecht werden können. Menschen aus ganz unterschiedlichen Lebenswelten. Beim Symposium der Liturgischen Kommission Österreichs vor zwei Wochen hat eine Betriebsseelsorgerin aus ihrer Arbeit berichtet. Sie arbeitet in einem Gebiet mit Industriebetrieben, Handel und – Pflgeeeinrichtungen. Fast alle Menschen hier arbeiten im Schichtbetrieb. Familien im herkömmlichen Sinn haben vielleicht die höheren Angestellten; der Großteil der Menschen lebt allein oder in Beziehungen, die vom Schichtbetrieb geprägt sind. Essen gibt es in der

Kantine oder aus der Mikrowelle. Mit solchen Menschen feiert die Seelsorgerin Gottesdienst: ein Evangelium, das von den Sehnsüchten, Ängsten und Hoffnungen spricht, die diese Menschen in sich tragen; ein paar Gedanken dazu, vielleicht auch ein Austausch darüber, Stille, die Erinnerung an Jesu Tod und Auferstehung, ein Gebet, Vaterunser, ein einfacher Gesang; das Ganze geht über in ein Mahl. Das bedeutet für diese Menschen etwas, was sie sonst kaum kennen: mit anderen an einem Tisch sitzen, mit ihnen sprechen über das, was einen selbst bewegt, ...

Es ist keineswegs gesagt, dass sich zu solchen Formen nicht auch Menschen einfinden, die sonntags an der Eucharistiefeier teilnehmen und die andere Form zusätzlich mitfeiern. Vielleicht ist die heutige Situation tatsächlich eine Chance, die Fixierung der letzten Jahrzehnte auf die Messe als die fast einzige Gottesdienstform aufzubrechen und zugleich die viel zitierte und viel beschworene Mündigkeit und Verantwortlichkeit der getauften Frauen und Männer in der Kirche stärker zum Tragen zu bringen.

Ich habe versucht, einige grundlegende Überlegungen anzustellen zu der Frage der Bedeutung der Liturgie – zu allen Zeiten und im Blick auf heute – und daraus einige Konsequenzen zu ziehen in Bezug auf das, was in der heutigen Situation zu tun ist. Im Hintergrund stand dabei der Anlass dieser Veranstaltung: fünfzig Jahre Liturgiekonstitution, der sechzigste Todestag von Pius Parsch.

Man könnte die gleichen Inhalte mit Hilfe vieler Zitate aus den Schriften von Pius Parsch und aus der Liturgiekonstitution darstellen. In der Sache hat das, was in der Liturgischen Bewegung Menschen erfüllt und bewegt hat und was dann im Zweiten Vatikanischen Konzil in der Liturgiekonstitution zum Maßstab einer liturgischen Erneuerung wurde, an Aktualität nichts verloren. Es stellt eine Basis dar, auf der Kirche – die *ecclesia semper reformanda* – sich heute erneuern kann. Ich habe auf diesem Hintergrund ein paar Thesen zusammengestellt, die uns helfen sollen, auf ganz konkrete Fragen Antworten zu finden. Dem Austausch darüber und über Ihre eigenen Fragen soll das Gespräch im Anschluss an diesen Vortrag dienen.

Zum Abschluss komme ich zurück auf den Satz des Mannes über seine verstorbene Frau: »Ihre Heimat war der Gottesdienst.« Noch kürzer kann man nicht zusammenfassen, was der Gottesdienst be-

deutet, »damit wir den Herrn und einander nicht aus den Augen verlieren.«

VII. ZWÖLF THESEN ZUR DISKUSSION

1. Christen müssen sich um ihren Herrn versammeln, sie brauchen die Erfahrung, als Glaubende nicht allein zu sein. Große und kleine christliche Gemeinschaften bedürfen gottesdienstlicher Feiern zum (Über)Leben.
2. Die Grundform des regelmäßigen Sonntagsgottesdienstes ist die Feier der Eucharistie. In ihr versammelt sich die christliche Gemeinde um ihren Herrn, um ihm in der Verkündigung und im Hören des Wortes Gottes und unter den Gestalten von Brot und Wein zu begegnen.
3. Wo an einem gewohnten Gottesdienstort mit eigenem Kirchenraum am Sonntag keine Eucharistiefeier möglich ist, soll eine andere Form von Gottesdienst gefeiert werden – unabhängig davon, ob und wie viele Gläubige aus der Gemeinde an diesem Tag an einem anderen Gottesdienstort an der Eucharistie teilnehmen.
4. Durch einen entsprechenden Zeitansatz und durch intensive Katechese über den unterschiedlichen Eigenwert der unterschiedlichen Gottesdienstformen und ihre Bedeutung für die Identität der Gemeinde soll eine Konkurrenz zwischen der Eucharistiefeier an einem Ort und den anderen Sonntagsgottesdiensten an anderen traditionellen Gottesdienstorten ausgeschlossen werden.
5. Um einer Nivellierung von Eucharistiefeier und anderen Gottesdienstformen vorzubeugen, ist das Proprium der Eucharistiefeier bewusst durch einen sinnerfüllten Vollzug zu pflegen: funktionsgerechte Gesänge, Gabengang (einschließlich Kollekte) als Zeichen von Hingabe, Brotbrechung, Angebot der Kommunion unter beiden Gestalten.
6. Bevorzugte Feierformen für die Gottesdienste vor Ort sind Feiern der Tagzeitenliturgie – die ja Teil der kirchlichen Liturgie dieses Tages ist – und die Wort-Gottes-Feier mit den Schriftlesungen der Tagesmesse. Aber auch traditionelle Andachten und neue, freie Gottesdienstformen sind möglich.

7. Zu überprüfen ist der Zeitanatz und die Form der sonntäglichen Gottesdienste und die Vereinbarkeit mit den Sonntagsritualen in den unterschiedlichen heutigen Lebenswelten.
8. An gewohnten Gottesdienstorten, an denen am Sonntag keine Eucharistiefeier möglich ist, soll, sofern möglich, wenigstens einmal in der Woche werktags Eucharistie gefeiert werden. Wenn auch das nicht möglich ist, ist zu überlegen, welche Gruppen oder Einzelpersonen Verantwortung für einen regelmäßigen Gottesdienst übernehmen können.
9. Von großer pastoraler Bedeutung ist die Qualität der Gestaltung bei der Feier von Kasualgottesdiensten: Taufe, Trauung, Bestattung.
10. Angesichts der Aufgaben, mit denen die Priester in den neuen Seelsorgeräumen betraut sind, ist der gesamte Aufwand der Vorbereitung und Durchführung der Gottesdienste nicht von ihnen allein zu erwarten und zu leisten, sondern bedarf der Mithilfe durch Haupt- und Ehrenamtliche.
11. Bedeutsam ist die Autorität, kraft deren Menschen Gottesdienste leiten und ihren Schwestern und Brüdern Gottes Wort verkünden. Je zentraler ein Gottesdienst für die Gemeinde und ihre Identität ist, desto mehr bedarf die Verantwortung dafür einer amtlichen Beauftragung.
12. Großer Aufmerksamkeit bedarf die Bedeutung und Symbolkraft der Kirchengebäude, die bislang Zentren und Zeugen christlichen Glaubens am Ort sind. Geschlossene Kirchen signalisieren ein Ende der Gemeinschaft, die sie erbaut und die in ihr gelebt hat. Kirchen ohne gottesdienstliches Leben sind Symbole einer untergegangenen Gesellschaft.

LITERATUR

- Die Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, in: Karl RAHNER / Herbert VORGRIMLER (Hg.): Kleines Konzilskompandium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg i.Br. ³⁵2008, 37–90.
- JUNGMANN, Josef Andreas: Liturgisches Erbe, München 1960.